

Mayreder: Fabeleien





Rosa Mayreder
Mischtechnik nach einer Photographie um 1900

Also ohne Umschweife:
Fabelei kommt von Fabulieren. Und fabulieren
heißt, Wirkliches und Erfundenes vermengen
– meine ganz persönliche Art, mich mit
jenen Problemen abzufinden, die uns in ihrer
Gegensätzlichkeit so peinlich nahe gehen. Das
Menschliche und das Göttliche, Ich und Welt –
wie lange schon zerbricht sich der Intellekt den
Kopf darüber!

Rosa Mayreder, 1921

ROSA MAYREDER

FABELEIEN
ÜBER GÖTTLICHE
UND MENSCHLICHE
DINGE

Herausgegeben unter Beigabe von Zeitdokumenten,
mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen
von Simone Stefanie Klein



Rosa Mayreders *Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge* erschienen erstmals 1921 beim Anzengruber-Verlag in Wien. Die vorliegende Ausgabe folgt dem Wortlaut dieses Erstdruckes. Für die Textredaktion und die erläuternden Fußnoten zeichnet die Herausgeberin verantwortlich. Da Interpunktion und Orthographie ein wesentlicher Bestandteil der Erzählungen sind, wurde der Text nicht an die neue deutsche Rechtschreibung angepasst.

Offensichtliche Druck- und Satzfehler wurden gemäß dem im Anhang befindlichen Korrekturverzeichnis berichtigt.

Die gleichfalls im Anhang beigefügten Zeitzeugnisse mögen den Stellenwert des literarischen Schaffens der Autorin zu ihren Lebzeiten belegen.



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

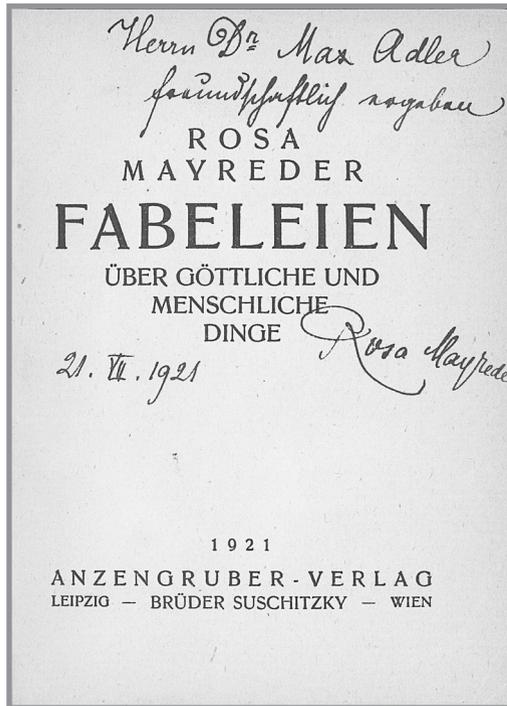


INHALT

<i>Ein Brief an den Verleger als Vorwort</i>	i
Drachentöter	1
Einsame Gegend	9
Der Schatten	12
Grotesk-Pantomime	23
Ein Zwist	28
das Feenschloss	35
die Stimme Gottes	43
Von den Schätzen des alten Zauberers	49
Der Stiefvater	61
Eine Jubiläums-Inkarnation	73
Erster Versuch	79
Mein Traum	90
Eine Unterredung	98
Die Wanderer und das Ziel	108
Der Wiedergeborene	116
 <i>Brief der Herausgeberin an die Autorin als Nachwort</i>	 123

ZEITZEUGNISSE

1. Eugen Antoine: Rosa Mayreder als Erzählerin	127
2. Wally Zepler: Mayreder als dichtende Denkerin	133
3. Christine Touaillon: Rosa Mayreders Fabeleien	137
4. Rudolf Steiner zu Rosa Mayreders Fabeleien	143
 Editorische Notizen	 144
Kurze Lebenstafel	146



Titelseite der Originalausgabe mit persönlicher Widmung Rosa Mayreders an Dr. Max Adler aus dem Bestand der verlagseigenen Bibliothek

Ein Brief an den Verleger als Vorwort

Sehr geehrter Herr!

Als wir zuerst miteinander von diesen Fabeleien redeten, fragten Sie mich, was für eine literarische Gattung das nun eigentlich wäre. Ich blieb Ihnen die Antwort schuldig. Es ist immer mißlich, Fragen an den Autor zu stellen; die Antworten, die er zu geben hat, sind eben seine Werke. Häufig sehr unzulängliche, sehr ungenießbare, sehr dunkle Antworten, ich räume es ein. Vielleicht täte er besser, statt den Umweg über die dichterische Darstellung einzuschlagen, die Sache einfach auf dem verstandesmäßigen Wege zu erledigen. Der Verstand ist ja doch im Begriff, der Herr der Welt zu werden. Hat man nicht schon die Frage aufgeworfen, ob die Dichtkunst nicht bloß ein Spiel für große Kinder sei, dessen sich die Menschheit, wenn sie einmal zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt, entwöhnen werde – ?

Mit diesem vollen Gebrauch scheint es einstweilen noch gute Wege zu haben. Ich meinstenils bin zum Beispiel mein ganzes Leben lang nicht über das Mißvergnügen hinausgekommen, mit dem ich in der Religionsstunde erfuhr, daß der liebe Gott es jetzt nicht mehr halte wie zur Zeit der biblischen Geschichte. Ach, um wieviel schöner hatten es damals die Leute! Da gingen Engel und Teufel herum, Heilige und Propheten, und, bei besonders wichtigen Anlässen erschien der Herr in höchst eigener Person. Das Herz schlug einem höher bei dem bloßen Gedanken! Warum durfte man nicht in solchen Zeiten leben, warum nicht in dieser berausenden Erwartung, daß morgen, heute, jeden Augenblick ein Wunder geschehen könnte? Wie? Von all diesen fabelhaften Herrlichkeiten

war für uns Spätgeborene nichts übriggeblieben als ein Katechet, der schlechte Noten verabreichte, wenn man nicht aufpaßte, weil man just davon träumte, ob es denn kein Mittel gäbe, den lieben Gott in seiner Abneigung gegen den persönlichen Verkehr mit dem Menschengeschlecht wieder umzustimmen –?

Und kaum ist man der Religionsstunde entwachsen, so übernimmt der Verstand im Leben die Rolle des Katecheten. Da heißt es gewaltig aufpassen, daß die Phantasie keine Seitensprünge mache. Wir müssen uns an das halten, was er predigt, und wehe, wenn wir ihm nicht auf's Wort glauben!

Das scheint auch den lieben Gott zu verdrießen; denn es ist leider Tatsache, daß er sich in die menschlichen Angelegenheiten nicht mehr einmischt. Haben wir uns schon klargemacht, was das bedeutet? Das Leben ist doch so sterbenslangweilig ohne ihn, so unerträglich zivilisiert und aufgeklärt! Wenn künftig keine göttliche Hand in diese trostlos eintönige Kette von Ursache und Wirkung eingreifen und sie von Zeit zu Zeit aufheben soll, dann möchte man sich lieber gleich dem Teufel verschreiben, um nur endlich etwas anderes zu erleben.

Und so versucht man immer wieder, in jene Welt zu flüchten, wo die alten Machthaber noch aus- und eingehen und „etwas zu bedeuten“ haben, wie das in der Welt der Dichtung üblich ist. -- Aber richtig: Sie wollten von mir wissen, was für eine Bewandnis es mit der Gattung der Fabeleien habe!

Also ohne Umschweife: Fabelei kommt von Fabulieren. Und fabulieren heißt, Wirkliches und Erfundenes vermengen. Freilich wäre dann so ziemlich alles, was der menschliche Intellekt hervorbringt, inbegriffen das Bild der ganzen Welt, nur eine Fabelei. In der Tat – was waren die Systeme aller Philosophen bisher als Fabeleien? Als spielerische Erfindungen, mit denen sie sich Antwort gaben auf die Fragen, die der Intellekt an die Welt richtet? Daß die Fabeleien der Philosophen ernst gemeint sind, daß sie, fach-

männisch ausgedrückt, Anspruch auf objektive Giltigkeit erheben, gereicht ihnen nicht zum Vorzug; wer eine Reihe solcher gravitativisch ernster und meistens auch sehr umfangreicher Fabeleien kennt, weiß schließlich nicht, was er mit der objektiven Giltigkeit so vieler ungelöster Widersprüche anfangen soll.

Lassen wir nun einmal den Ernst aus dem Spiel, indem wir ihm gestatten, sich hinter dem Spiel zu verbergen, so werden wir den Fabeleien, wie ich sie verstehe, am ehesten gerecht. Sie sind meine ganz persönliche Art, mich mit jenen Problemen abzufinden, die uns in ihrer Gegensätzlichkeit so peinlich nahe gehen. Das Menschliche und das Göttliche, Ich und Welt – wie lange schon zerbricht sich der Intellekt den Kopf darüber!

Er ist zu bedauern, dieser Kopfzerbrecher, der es sich nicht nehmen läßt, mit immer neuen Versuchen wider die uneinnehmbare Festung Sturm zu laufen, Ein leiser Anstrich von Lächerlichkeit heftet sich daran wie an alles Unzulängliche. Daher tritt ab und zu das Gefühl dieser Lächerlichkeit auf den Schauplatz der Darstellung. Auch das gehört zum Wesen der Fabelei. Daß ich es einige Male vergessen habe, müssen Sie mir zu Gute halten wer vergäße nicht zuweilen, daß er lachen muß, um das Leben zu ertragen?

Wien, im Februar 1921

Ihre ergebene Rosa Mayreder

DRACHENTÖTER



Der heilige Georg saß auf seinem Schimmel seit fünf Uhr früh und wartete auf den Drachen. In der linken Hand hielt er den Schild und in der rechten die Lanze. Ein Harnisch von blankem Stahl bedeckte seine Brust. Grünglänzend spiegelten sich darin die hochgewölbten Buchen, und seine Beinschienen schillerten rot vom Reflex des verdorrten Laubes, das den Boden bedeckte. Während des langen Wartens war sein junges Gesicht blaß geworden und die Lider sanken ihm schwer über seine großen, rehbraunen Augen. Er wartete lange – ganz ahnungslos, wie schön er war auf seinem Schimmel, mit seinen schimmernden Waffen und seinem blaßen Gesicht unter dem Heiligenschein.

Allein der Drache ließ sich nicht blicken. Da mußte der heilige Georg wieder unverrichteter Dinge abziehen, wie schon so oft. Seit vielen Wochen stand er täglich fromm und tapfer auf dem Anstande dort, wo der Drache zuletzt gesehen worden war; dieses teuflische Wild aber besaß vermutlich eine feine Witterung und roch den Heiligen schon von weitem.

Der heilige Georg hatte nicht die Anmaßung, zu glauben, daß sein blasses Jünglingsgesicht unter dem Heiligenschein dem Drachen Furcht einjagen könnte. Woran lag es also? Waren doch so viele Andere, die durchaus nicht darauf ausgingen, dem Drachen begegnet; er hatte sie aufgefressen oder laufen lassen, je nach seiner Laune. Und der heilige Georg konnte sich nicht verhehlen, daß darunter ganz gewöhnliche Burschen waren, die gar nicht wußten, was für ein Abenteuer sie bestanden, Faulpelze, die es bloß für eine

Unannehmlichkeit hielten, wenn sie das Ungeheuer erblickten und ihm ausweichen mußten, oder auch völlige Dummköpfe, die nicht einmal merkten, welche Gefahr ihnen drohte, wenn sie über seinen grauenvollen Rumpf gedankenlos hinüberkletterten wie über einen Felsengrat, der zufällig auf ihrem Wege lag. So oft aber der Drache einen zermalmt oder verschlang, entstand ein großes Wehklagen im Lande, und laut erscholl der Ruf nach dem Helden, dem es gelänge, dies schändliche Untier zu erlegen und unschädlich zu machen für alle Zukunft.

Deshalb hatte der heilige Georg in seinem ritterlichen Herzen beschlossen, den Drachen zum Kampfe herauszufordern, mutig, geradeaus, mit seinem guten Schwert, als ein Mann, der fechten kann und sich nicht fürchtet.

Aber der Drache ließ sich nicht blicken.

Da sah der heilige Georg ein, daß er auf diese Weise nichts ausrichten konnte. Er prüfte und erwog bei sich genau. Vielleicht fehlte es ihm, wenn schon nicht an Willen, so doch an Wissen? Wenn schon nicht an Glauben, so doch vielleicht an Können? Mit dem Willen und Glauben allein kann man nichts erreichen, wenn man nicht auch das Wissen und Können besitzt: so lehrten die Meister schon in den Vorhöfen.

Der heilige Georg steckte seinen schönen goldenen Heiligenschein in die Tasche und machte sich auf, um unerkannt eine Studienreise zu den berühmtesten Lehrern der Weisheit anzutreten.

Zu jenen Zeiten waren das drei Einsiedler im tiefen Wald, die wohl den Drachen lange Jahre aus eigener Erfahrung kennen und mit seinen geheimsten Schlichen und Schlauheiten vertraut sein mußten.

Der erste Einsiedler, den der heilige Georg nach dem Drachen fragte, hatte eine herrliche Stimme von großem Klang. Mit dieser Stimme hub er an, daß es weithin vernehmbar war, und die Tiere des Waldes andächtig lauschend vor der Klause stehen blieben:

„Den Drachen kenn ich wohl, mein Sohn! Niemand ist so kühn, der ihn reizen darf. Wer kann die Kinnbacken seines Antlitzes aufturn? Und wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilder; seine Augen sind wie die Augenlider der Morgenröte; aus seinem Munde fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken; und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. Er achtet Eisen wie Stroh, und Erz wie faules Holz –“

Der heilige Georg, der sehr bibelfest war, harrte bescheiden, bis der Einsiedler Atem schöpfte und sagte dann: „Ich weiß, ehrwürdiger Herr, so heißt es im Buch Hiob, Kapitel 41 –“

Aber der Einsiedler hatte es nicht gerne, wenn man seine Rede unterbrach, und fuhr fort: „Kein Pfeil wird ihn verjagen; den Hammer achtet er wie Stoppeln; er spottet der bebenden Lanze. Nach ihm leuchtet der Weg, er macht die Tiefe ganz grau; auf Erden ist ihm niemand zu gleichen; er verachtet alles, was hoch ist, er ist ein König über die Stolzen –“

„Aber wo ist er zu finden?“ rief der heilige Georg.

„Das steht nicht geschrieben“, versetzte der Einsiedler, ermattet von seiner großen Deklamation.

„Und habt Ihr ihn nicht gesehen, auf Euren Wegen, ist er nicht vorrübergekommen vor Eurer Klausur?“

„Gesehen? Nein, gesehen habe ich ihn nie! Gott hat mir immer seinen gnädigen Schutz angedeihen lassen. Und vor meiner Tür ist ein Pentagramm angebracht; da kann all das Teufelszeug¹⁾ nicht heran.“

1) vgl. Faust, der mit seinem falsch gezogenen Pentagramm das „Teufelszeug“, den Mephisto also, erst recht ins Haus gelockt hat (Faust I, Vers 1395 f.).

Ebenfalls typisch für Rosa Mayreders Humor erweisen sich weder der Einsiedler

noch der Heilige als sonderlich „bibelfest“, denn der eine benötigt offenbar magische Hilfsmittel zur Festigung seines Glaubens, während der andere wider die Schrift einen Spielgefährten Gottes zu töten beabsichtigt (vgl. Ps 104,26).

Der heilige Georg empfahl sich.

Freundlich beschnupperten ihn die Tiere des Waldes; denn sie erkannten den Heiligen in ihm, obwohl er keinen Heiligenschein trug. Er kraulte ihnen liebevoll die Ohren, bevor er seinen Schimmel bestieg. Dann ritt er fürbaß, bis er vor die Klause des zweiten Einsiedlers kam.

Der zweite Einsiedler machte ein sehr bedenkliches Gesicht, als er von den Plänen des heiligen Georgs erfuhr.

„Den Drachen kenn ich wohl, mein Sohn“, sagte er. „Nur rate ich dir, geh ihm aus dem Wege, geh ihm aus dem Weg! Und wenn du ihn bis jetzt nicht angetroffen hast, so danke Gott dafür inbrünstiglich, und vermiß dich nicht dessen, was Gott in seiner unerforschlichen Gnade dir vorenthält. Als ich jung war und mein Sinn auch nach eitel Ehren und Waffentaten stand, habe ich mich selbst mit dem Gedanken getragen, den Kampf gegen den Drachen aufzunehmen; aber Gott hat meinen Sinn erleuchtet, und ich habe abgelassen von den Werken der Ruhmsucht. Gott liebet diejenigen, so da demütig sind und nicht trachten nach ihrem Stolz.“

„Ehrwürdiger Vater“, versetzte der heilige Georg, „ich glaube Euch versichern zu dürfen, daß es nicht eitle Ruhmsucht ist, die mich treibt, mein Werk zu vollbringen, sondern das Mitgefühl mit der Not aller derer, die der gräuliche Drache bedroht.“

Aber auch der zweite Einsiedler hatte es nicht gerne, wenn man seine Rede unterbrach und fuhr fort:

„Lieber Sohn, hüte dich vor den Fallstricken des Bösen! Es packt uns bei unserer Eitelkeit und verblendet uns durch schöne Worte. Hinweg mit den ritterlichen Beinschienen und dem spiegelblanken Harnisch! Hülle deinen Leib in ein härenes Gewand und kasteie dich! Dann wirst du die Arglist des Erzfeindes erkennen lernen. Innewerden mit Zerknirschung wirst du, daß sich hinter deinen Absichten und Plänen die alte Schlange verbirgt. Denn

vernimm: Alles, was opus operatum²⁾ ist, führt nicht zum wahren Heile. Darum tu ab von dir alle Pläne und Absichten, und laß Gott walten! Er allein ist der Herr! Er tötet die Drachen zu ihrer Zeit und erhält sie am Leben, so lange es ihm gefällt. Glaubst du, er braucht deines Armes, um seinen Willen zu vollstrecken?“

Damit ließ der Einsiedler den heiligen Georg stehen und ging eilig von dannen; denn es war gerade die Stunde, da er das Glöcklein seiner Kapelle zu läuten pflegte.

Der heilige Georg war über diese Worte sehr betrübt. Er fühlte, wie sein tapferes Heldenherz schwer hinter dem spiegelblanken Harnisch hing und die Freudigkeit seiner Seele davonschlich, als hätte jemand mit Knütteln nach ihr geschlagen.

Dennoch ließ er nicht ab von seinem Vorsatz. Lange ritt er querwaldein, bis er den dritten Einsiedler fand.

Der dritte Einsiedler war schon uralte. Seine Stimme klang wie aus einer andern Welt, und seine Augen schienen mehr nach innen als nach außen zu blicken. Auch sein Gehör war nicht mehr ganz auf die Töne dieser Welt gestimmt; der heilige Georg hatte seine liebe Mühe, sich verständlich zu machen und mußte alles dreimal wiederholen.

„Den Drachen kenn ich wohl, mein Sohn“, begann der uralte Einsiedler, nachdem er lange meditiert hatte. „Aber wisse: hier obwaltet ein großes Mißverständnis. Du lebst in dem Wahne daß du den Drachen in der äußeren Welt aufsuchen und töten müßtest. Es gibt aber gar keinen Drachen in der äußeren Welt – denn es gibt auch keine äußere Welt. Der Drache ist ein inneres Erlebnis; er wohnt in dir selbst. In deinem Innern mußt du ihn aufspüren, mußt du ihn jagen, mußt du ihn töten –“

2) Opus operatum (lat. „vollzogene Handlung, getanes Werk“): Jede Handlung, die nur zum äußern Schein unternommen wird, die also keinen moralischen Gehalt aufweist. Dazu zählen etwa gedankenloses Beten, Fasten, Wallfahrten etc.

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater“, versetzte der heilige Georg, „ich meine den wirklichen Drachen, der schon so viele Unglückliche aufgefressen hat.“

Aber auch der uralte Einsiedler hatte es nicht gerne, wenn man seine Rede unterbrach, und fuhr fort:

„Ich werde dir sagen, wer dieser Drache ist. Dieser Drache, das ist dein Ich mit seinem Eigenwillen und seiner Selbstsucht. Oder, allgemeiner gefaßt: das principium individuationis³⁾, das ist der rasende, gefräßige, siebentöterische Drache, der Urheber jener Lüge, welche du die wirkliche Welt nennst. Zertritt ihm den Kopf, mein Sohn! Das heißt, verneine ihn, vernichte ihn in dir! Wenn du ihn in dir vernichtest, so vernichtest du mit ihm die sogenannte wirkliche Welt – also gesetzt auch, es befände sich unter der Summe von Täuschungen, aus denen die sogenannte wirkliche Welt besteht, eine Täuschung in der Gestalt eines Drachen, so wirst du diese Täuschung am besten besiegen, wenn du sie in dir, zugleich mit allen übrigen Täuschungen, besiegst.“

Der heilige Georg setzte sich verwirrt auf einen bemoosten Stein.

Indessen verbreitete sich der uralte Einsiedler noch ausführlicher über seine Methode des Kampfes gegen Drachen. Er schloß:

„Sieh mich an, ich bin der wahre Drachentöter! Ich habe die Welt überwunden und ihre Lüste! In mir ist ihr Wesen zur vollen

3) Hier knüpft Rosa Mayreder an Arthur Schopenhauer an, nach dem die Welt „an sich“ Ausdruck eines metaphysischen Urwillens und eine Einheit ist. Unsere Wahrnehmung aber erfolgt in Zeit und Raum und täuscht uns eine Vielheit in der Welt vor. Der dem Urwillen entgegengesetzte Willen des Einzelnen wiederum verhindert, dass dieses principium individuationis durchschaut

werden kann. Dieser „Schleier der Maja“ verstellt auch die Sicht auf ein „du“ und ist daher Ursache des Egoismus. Daher gilt es zunächst den Willen zu überwinden, um die Täuschung der Vielheit zu durchschauen und sich schließlich zunehmend als Einheit mit allem Seienden empfinden und so zur Einheit zurückkehren zu können.

Selbsterkenntnis gelangt und hat sich selbst aufgehoben durch freie Verneinung. Bald wird auch die letzte armselige Spur der Welt, dieser hinfallige Leib, ausgetilgt sein. Die Welt, sie wird erlöst mit mir in das göttliche Nichts dahinschwinden!“

Er machte eine große, weltumfassende Handbewegung, als wollte er den heiligen Georg wie einen Fleck aus seiner Sphäre wegwischen.

Bange erhob sich der heilige Georg und stammelte:

„Aber ich? Was bin denn ich? Bin ich auch nur eine Täuschung, die ins Nichts dahinschwinden wird, sobald Ihr das Zeitliche segnet, ehrwürdiger Vater?“

Auf diese Frage gab der uralte Einsiedler keine Antwort; denn er war bei dem Worte Nichts in Verzückung gefallen.

Der heilige Georg ritt weiter. Sein junges Gesicht war noch viel blässer geworden. Er dachte in seinem Sinn, daß es doch wohl leichter sei, mit Drachen zu kämpfen, als sich mit Einsiedlern zu unterreden.

Am Saume des Waldes hielt er an. Da lag die Welt so leuchtend und licht; auf dem sonnigen Himmel hingen muntere Wölkchen, vor denen die Lerchen tirilierten; in silbernem Grün standen die Saatfelder, und wenn der Wind über sie hinlief, spielten sie mit ihm in weichen, zärtlichen Wellen. Unten im Thal stieg aus den Schornsteinen wohlgemut und aufrecht ein blauer Rauch wie ein Lobgesang behaglicher Heimstätten über die Strohdächer. Ein warmer Geruch von sonnebeschienelem Wiesenheu schwebte in der Luft, die sich schmeichelnd dem heiligen Georg an die Wangen legte. Zutrauliche Schmetterlinge setzten sich auf seine Hände, geschäftige Bienen ruhten sich auf seinen Locken aus, neugierige Vögel hüpfen aus den Zweigen hervor, um ihn mit glänzenden Augen in der Nähe zu betrachten. Und den Weg herauf, der sich zwischen den Ähren schlängelte, kam ein fahrender Spielmann gegangen. Der sprach zu ihm:

„Was stehst du hier so betrübt, du lieber Gesell? Die Welt lacht dich an – willst du ihr nicht mit einem freundlichen Gesicht erwidern?“

„Ach“, versetzte der heilige Georg, „dies Lächeln der Welt schneidet mir ins Herz! Liegt sie nicht da wie ein Kindlein in der Wiege, das die Arme ausstreckt nach der Mutter, unschuldig und sonder Arg? Aber eh’ man sich’s versieht, kann der Drache über sie hereinbrechen und all ihre süße Seligkeit in bitteres Herzleid wandeln! Deshalb bin ich ausgezogen, den Drachen zu töten; aber der Drache verbirgt sich vor mir, und ich sehe wohl, es wird mir nicht beschieden sein, die Welt von ihm zu befreien.“

Der Spielmann betrachtete den heiligen Georg mit herzlichem Wohlgefallen. „Wohlan denn“ sagte er, „nimmst du mich mit, so will ich dich die Wege führen, wo der Drache lauert. Du bist ein gar unschuldiges junges Blut; ich aber bin viel in der Welt herumgekommen, in ihren Höhen und in ihren Tiefen. Und wenn wir dem Drachen begegnen, dann fasse du dein Schwert, und ich will meine Laute schlagen. Ein tapferes Schwert, ein tapferes Lied, sollten die nicht des Drachen Herr werden?“

So zogen sie selbender⁴⁾ hinaus in die weite Welt, den Drachen zu töten.

4) veraltet: zu zweit



Ein Brief der Herausgeberin
an die Autorin als Nachwort

Wien, im Oktober 2013

Sehr verehrte Frau Mayreder,

welch ergötzliche Lektüre Sie der Nachwelt mit Ihren Fabeleien beschert haben und welch tiefe Weisheit in diesen heiteren Dichtungen steckt! Gewiss gereicht es Ihnen zur Freude, diese Würdigung gerade von einer Person zu erfahren, die sich nach dem Studium der Philosophie – Schillers Hans Metaphysikus gleich – der göttlichen Sphäre näher und im Besitze der höchsten Kunst wähnte und bis vor Kurzem hoch droben im elfenbeinernen Turm hauste, um dort über die im Grunde weltfremden Fabeleien der großen Kopfzerbrecher des Okzidents zu sinnieren.

Fürwahr, hätte Ihr weiser alter Zauberer mir nicht gerade noch rechtzeitig vor Augen geführt, dass der Philosophen Elixier keinerlei Weltgeist, sondern bloß ein wenig Rauschgold aufgelöst in Franzbranntwein birgt, so hätte ich mich wohl bis an mein Ende vom falschen Geist genährt!

Diese Erkenntnis hat mir, wie Sie sich vorstellen können, zunächst einen großen Schrecken eingejagt, aber die anderen im Buche versammelten Fabeleien waren dermaßen Balsam für Geist und Seele, dass ich schließlich den elfenbeinernen Turm spornstreichs verlassen habe und nun leichten Herzens die anderen den Turm bewohnenden Metaphysikücker zur Vernehmung bitte:

Wovon ist er - worauf ist er erbauet, euer elfenbeinerner Turm, und wozu mag er euch nütze sein, als in das Tal zu sehn?

Nun, verehrte Dichterin, wenn wir diese Umkehr nicht eine makellose Katharsis nennen dürfen, dann wüsste ich nicht, was sonst der alte Aristoteles unter seiner Reinigung von den Affekten verstehen hätte wollen¹⁾.

Und so erscheint mir Ihr Buch nicht weniger als ein dicker Brief an eine Freundin zu sein und ich bitte Sie, meinen herzlichen Dank dafür entgegen zu nehmen!

Wie gerne würde ich Ihnen an dieser Stelle von ähnlichen Fällen der Läuterung unter den zeitgenössischen Erdenbürgern berichten können! Doch leider weiß kaum noch jemand von den Fähigkeiten Ihrer Protagonisten, weil kein Verleger es jemals wert gefunden hat, Ihre Fabeleien, die Ihnen doch Ihr ganzes Sein und Denken bedeuteten²⁾, neu aufzulegen. Dies ist gewiss zu einem guten Teil dem Umstand geschuldet, dass sich moderne Verleger lieber dem Sport und der Sexualität als philosophischen Erzählungen widmen, wie Sie schon seinerzeit sarkastisch festgestellt hatten³⁾. Indes, in unserer mittlerweile vollständig entzauberten, nur dem Nutzen verpflichteten Ära produziert die Mehrzahl der Verleger am liebsten Rat erteilende Sachbücher.

„Oh, wie schön!“ höre ich Sie schon scherzen, „Hat der Gebrauch der Vernunft am Ende gar zur Entwöhnung von den so unzureichenden Werken der Dichtkunst geführt?“

Dem, liebe Frau Mayreder, ist nicht so, vielmehr scheint der Abendländer nach zweieinhalbtausend Jahren irrigen Strebens,

1) Poetik, Kap. 6, 1449 b 26

2) Tagebücher 27.6.1921, kurz nach der Veröffentlichung der Fabeleien.

(Tagebücher 1873–1937. Hrsg. von Harriet Anderson, Frankfurt 1988)

3) Tagebücher 2.6.1931

dem Mythos zugunsten des Logos zu entsagen, wieder ganz an seinen Anfängen zu stehen. Wusste denn nicht schon Thales im Gefolge der archaischen Philosophin Phemonoe, dass es wohl am Leichtesten wäre, anderen einen Rat zu erteilen, am Schwersten hingegen, sich selbst zu erkennen? Wie aber sollte ein Sachverständiger, der freilich gar Vieles von fast Nichts weiß, sich aber nicht einmal im eigenen Wesen recht erkannt hat, einem wesensgleichen Hilfesuchenden jemals einen Rat aus weiser Erkenntnis erteilen können? Nein, Sie hatten schon völlig recht, dass es mit dem richtigen Gebrauch des Verstandes noch gute Wege haben würde! Und eine erkleckliche Zahl an Um- und Abwegen, möchte ich fast hinzufügen.

Wenn also weder die inhaltslosen Begriffsungetüme der Herren Philosophen noch die blinden Anschauungen der Herren Konsultanten sonderlich geeignet scheinen, den rechten Pfad zu Erkenntnissen jeglicher Art zu weisen, dann sollten wir doch vielleicht wieder den altbewährten Pfad der Erzählung beschreiten. Geben nicht gerade Märchen, Sagen, Legenden, Gleichnisse, Glossen, Fabeln und Parabeln die vielfältigen und widersprüchlichen menschlichen Erfahrungen am realistischsten wieder? Sind daher nicht gerade sie bestens geeignet, zum Nachdenken über Gott, die Welt und sich selbst anzuregen? Werden Erzählungen nicht nach wie vor viel besser den komplexen Phänomenen gerecht als die vermeintlich eindeutigen Begriffsungetüme der Philosophen und die vermeintlich gut gemeinten Handlungsanweisungen der Konsultanten? Sind schließlich Erzählungen unter wohl dosierter Beimengung von Ironie und Witz nicht viel bekömmlicher als die Trockenkost der Denker und der Einheitsbrei dieser neuen Priesterkaste?

Dessen eingedenk dessen und auch dessen, wie viel Ihnen Ihre Fabeleien bedeuten und vage ahnend, welchen ideellen Wert Ihr Werk zumindest für einige zeitgenössische Menschen haben

könnte und mich zudem wohl erinnernd an Ihr weises Wort, man möge sich nicht schlicht zufrieden geben, mit dem was ist, weil man sonst den Anteil am Werden einbüßt⁴⁾, habe ich mir – unter starken Zweifeln, ob ich dieser großen Aufgabe überhaupt würdig bin – ein Herz gefasst und mich an eine Neuauflage Ihrer Fabeleien gewagt.

Oh Pardon, in meinem Überschwang vergaß ich doch völlig, mich Ihnen vorzustellen! Ihr Brief ist nämlich nicht in die Hände Ihres Herrn Verlegers, sondern in jene einer Frau Verlegerin gefallen. Gestatten Sie mir also, dass ich mich nachträglich vorstelle: Ich heiße Simone Stefanie Klein und betreibe einen kleinen Verlag namens Edition Libica. Ja, Sie vermuten richtig, Libica ist jener oben genannten Urphilosophin Phemonoe gleichzusetzen und die Edition Libica hat sich – nomen est omen – der Herausgabe vergriffener und vergessener Werke verdienter Philosophinnen und Dichterinnen verpflichtet.

So lege ich Ihnen nun Ihre Fabeleien in einem neuem Kleid vor und hoffe inständig, dass Ihnen Ihr Werk in diesem neuem Gewande eine Freude bereiten möge!

*Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihre Simone Stefanie Klein*

4) frei nach Rosa Mayreder aus *Der letzte Gott*, S. 197. Dort heißt es: Sich nicht zufrieden gibt, verliert seinen Anteil am Werden.

IV

Zu Rosa Mayreders Fabeleien von Rudolf Steiner⁵⁾

Aus einem intensiven Drange, sich in die Zusammenhänge der Wirklichkeit einzuleben, aus dem Bedürfnis, die Rätsel zu lösen des eigenen Daseins sowohl wie diejenigen der Erscheinungen, die auf unsere Sinne eindringen, ist Rosa Mayreders Kunst geboren. Und ein Zeugnis dafür, aus welchen Seelentiefen dieser Drang kommt, geben die kleinen Erzählungen, in denen sie in Form von Fabeleien den höchsten Erkenntnisfragen Ausdruck gibt.

In je höhere Regionen sich der Gedanke erhebt, desto weniger können die Vorgänge, die ihn im äußeren Symbol ausdrücken, ein selbständiges Leben führen. Man wird aber Rosa Mayreder das Zugeständnis machen müssen, dass es ihr gelungen ist, für die Verkörperung großer Weltanschauungsfragen solche symbolische Ereignisse zu finden, dass das Ideelle im Bilde restlos aufgeht; und dass dieses Bild nicht wie eine hölzerne Allegorie wirkt, sondern wie ein Sinnbild, in das sich der Gedanke zwanglos, wie durch seinen eigenen Willen nach Veranschaulichung kleidet. Es ist, wie wenn die Dichterin den Gedanken nicht in das Bild hineinlegt, sondern aus ihm herausgeholt hätte.

5) Aus: *Die Gesellschaft*, 1900, 16.Jg., vereinten Fabeleien bereits um 1900 in den Bd.II, Heft 2. Steiner kannte einige *Sozialistischen Monatschriften* abgedruckt von Mayreders Fabeleien bereits um worden waren. diese Zeit, weil viele der später im Buch



Editorische Notizen

Der Text der vorliegenden Neuausgabe folgt dem Wortlaut der Erstausgabe aus dem Jahr 1921 (die gleichzeitig auch die letzte Ausgabe ist). In die Interpunktion und Orthographie der Autorin wurde nicht eingegriffen.

Jedoch weist der in der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel hergestellte Druck gewisse Mängel auf. Zwar hält sich der Druck an die seit der 2. Orthographischen Konferenz (1901) auch in Österreich geltende standardisierte deutsche Rechtschreibung, gelegentlich aber finden sich im Text grundlos auch alte Schreibweisen wie etwa in „Gieb ... gieb mir ein Zeichen“ (1921, S. 64). Derartige Abweichungen wurden unter Zugrundelegung des *Buchdruckerduden* von 1908 an die damals geltende Rechtschreibung angeglichen.

Auffällig ist die unsichere Handhabung des Kommas und Anführungszeichens bei Unterbrechung oder Abschluss von direkten Reden durch einen Begleitsatz: „Aber Sie sind ja ganz wohlauf, meine Liebe,“ sagte er (S.27), an anderer Stelle aber steht „O Herr, erhabener Meister“, stammelte er, „du, dessen Name als ein ewiger Lobgesang ...“ (S.131).

Wurde seinerzeit das Komma tatsächlich vor dem die direkte Rede abschließenden oder unterbrechenden Anführungszeichen gesetzt? Da eine diesbezügliche, von den heutigen Konventionen abweichende Rechtschreibregel, nicht zu finden ist und zwischen den Interpunktionsvarianten im Text ein Verhältnis von 32:32 besteht, ist davon auszugehen, dass es sich bei der Variante [„] um Satzfehler handelt, weshalb sämtliche im Text vorhandenen Stellen an die auch damals gültige Regel und logisch einleuchtende Schreibweise [“,] angeglichen wurde.

Eine Verzeichnis der übrigen vorgenommenen Korrekturen findet sich auf der folgenden Seite.

Verzeichnis der vorgenommenen Korrekturen

Fabeleien 1921				Fabeleien 2013		
S	Z		Aktion	S	Z	
8	7	ganz gewöhnliche Bursche	Einzahl → Mehrzahl	1	25	ganz gewöhnliche Burschen
10	2	heißt es Buch Hiob	Fehlendes „im“ ergänzt	3	11	heißt es im Buch Hiob
10	23	Er kraute ihnen liebreich	Fehlendes „l“ ergänzt	4	4	Er kraute ihnen liebreich
11	22	Er packt uns	Genus m → n	4	26	Es packt uns
11	25	in ein härenes Gewand	Genus m → n	4	29	in ein härenes Gewand
16	10	den Drachen, den Drachen	Wiederholung entfernt	8	20	den Drachen
18	8	schaaren		9	29	scharen
22	9	so gib doch Acht	Klein- → Großschreibung	12	26	So gib doch Acht
31	7	übrigens komme ich	Klein- → Großschreibung	20	22	Übrigens komme ich
35	20	Geberden	Vereinheitlichung ¹⁾	24	11	Gebärden
37	12	alles Ernstes		25	22	allen Ernstes
37	23	disem	fehlendes „e“ ergänzt	25	31	diesem
55	26	belehrt	Präsens → Imperfekt	40	9	belehrte
56	21	mit klopfenden	Akkusativ → Dativ	40	29	mit klopfendem
60	24	sellte	fehlendes „t“ ergänzt	44	10	stellte
61	25	erhebte	h → b	45	5	erbebte
71	23	gottlob seinen	fehlendes „von“ ergänzt	53	1	gottlob von seinen
73	17	Glaubenstärke	fehlendes „s“ ergänzt	54	17	Glaubensstärke
93	20	auffrist	s → ß	72	24	auffrißt
97	13	Konduiteliste	fehlendes „n“ ergänzt	74	8	Konduitenliste
98	4	neuhunderteinundzwanzig	fehlendes „n“ ergänzt	75	1	neuhunderteinundzwanzig
132	21	Ist? ¶, Und hat	¶, entfernt (fortgesetzte direkte Rede)	101	17	ist? Und hat

1) In Adelungs *Grammatisch-kritischem Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1796) war „Geberde“ die bevorzugte Schreibweise. Im Buchdruckerduden von 1907 findet sich nur mehr

die Schreibweise „Gebärde“. In der Textvorlage fanden sich beide Schreibweisen, was für Verwirrung sorgen könnte. Darum wurde in dieser Ausgabe die Schreibweise auf „Gebärde“ vereinheitlicht.

Kurze Lebensstafel¹⁾

1858	Am 30. November wird Rosa Mayreder als Tochter des Gastwirts Franz Obermayer und erstes Kind seiner zweiten Frau Marie Engel in Wien geboren; schon als Zwölfjährige klagt Rosa über die unzureichende Jungmädchenbildung und beneidet ihren Lieblingsbruder um den Privatunterricht in den alten Sprachen. Der Vater gestattet ihr schließlich die Teilnahme am Latein- und Griechischunterricht. Bald darauf beginnt sich Rosa intensiv mit Nietzsche und Schopenhauer zu beschäftigen. Daneben studiert sie bei Hugo Darnaut und Tina Blau Landschafts- und Blumenmalerei, wofür sie große Begabung zeigt. Gleichzeitig schrieb sie die ersten Novellen.
1881	heiratet Rosa Obermayer den Architekten Karl Mayreder.
1893	Rosa Mayreder gründet gemeinsam mit Auguste Fickert und Marie Lang den Allgemeinen Österreichischen Frauenverein. Bei der Weltausstellung in Chicago wird eines ihrer Gemälde ausgestellt.
1896	erscheint Mayreders erster Novellenband. Im selben Jahr wird in Mannheim Hugo Wolfs Oper <i>Der Corregidor</i> uraufgeführt, für die Mayreder das Libretto verfasst hat.
1908	Diederichs gibt Mayreders Sonettenband <i>Zwischen Himmel und Erde</i> heraus.
1921	Herausgabe der <i>Fabeleien</i> beim Anzengruber-Verlag
1928	erscheinen Mayreders Hauptschriften zum Thema Pazifismus: <i>Mensch und Menschlichkeit</i> und <i>Die Frau und der Internationalismus</i> . Sie wird Präsidentin der Mayreder-Gruppe innerhalb der Frauenliga für Frieden und Freiheit.
1938	Am 19. Jänner stirbt Rosa Mayreder hochverehrt in ihrer Geburtsstadt Wien.

1) Erweiterte Abschrift der Lebensstafel, wie sie in *Das Haus in der Landskronergasse* wiedergegeben ist. Dieses Buch wurde 1948 von der Schriftstellerin Käthe Braun-Prager, einer engen Freundin Rosa Mayreders, herausgegeben. Diese Tafel bietet nur einen winzigen Ausschnitt aus Rosa Mayreders

umfangreichen Schaffen. Eine sehr ausführliche tabellarische Biographie findet sich auf der Website von Tatjana M. Popovic, die bis 31.12.2008 Rechtsnachfolgerin von Rosa Mayreder war: www.rosa-mayreder.de/lebensstafel.htm